

Aus Nord- und Südslavien

Autor(en): **K.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **6 (1922)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wenig ein Fein Fi oder ein Klein Chli genannt, die Nachfahren eines Drehers müssen ihren Namen Dreher schreiben, damit er so gesprochen wird, aus der Familie Kraut macht niemand eine Familie Chrut, den Namen Schieß habe ich nur noch von älteren Appenzellern Schüß aussprechen hören, in St. Gallen gibt man ihm allgemein den Doppellaut, mit dem in vielen Schweizer Schulen auch das Zeitwort schießen gesprochen wird. Ueberhaupt trifft man die schriftgetreue Aussprache von Namen bei jungen Leuten häufiger als bei alten, auch der Grad der Vertraulichkeit zwischen den Sprechenden scheint einen Unterschied in der Aussprache der Namen zu veranlassen. Auch landschaftlich lassen sich Unterschiede feststellen. Meine Angaben gelten für meine Beobachtungen in St. Gallen, andere Gegenden der Schweiz haben der Angleichung der Aussprache von Familiennamen an ihre Schreibung wohl noch mehr Widerstand entgegengesetzt, eine wachsende Hinneigung zur schriftdeutschen Aussprache auch in mundartlicher Unterhaltung wird aber überall zu erkennen sein.

Daß sich Ähnliches auch an der Aussprache von Ortsnamen beobachten läßt, hat unser Schriftführer in Nr. 6 des 2. Jahrgangs nachgewiesen, und ich kann mich daher hier damit begnügen, darauf aufmerksam zu machen, daß auch aus Verhältnis- und Dingwort zusammengesetzte Ortsnamen die für zahlreiche Familiennamen geltende widersinnige Betonung auf der ersten Silbe angenommen haben, so Amsteg, das doch ursprünglich eine Ansiedlung am Steg war, Andermatt, das Goethe noch An der Matte schrieb, Innertkirchen, Unterseen, das ist die unter (in der Bedeutung zwischen) den Seen liegende Ortschaft. Im Gegensatz dazu wird in Unterwasser das Wasser betont, auch Zermatt weist die natürliche Betonung auf. Den Betonungsverhältnissen in anders zusammengesetzten Ortsnamen nachzugehen, muß ich mir versagen; vielleicht greift ein Leser den Stoff auf und sucht in dem scheinbar regellosen Durcheinander eine gewisse Gesetzmäßigkeit zu erkennen.

Paul Dettli, St. Gallen.

Bei unsern Aerzten.

Die Vereinigung der deutschen medizinischen Fachpresse und die deutsche Gesellschaft für innere Medizin hatten einen Ausschuß beauftragt, Vorschläge zur Verdeutschung der ärztlichen Fachsprache zu machen. Ueber diese Vorschläge berichtete anfangs Weinmonat 1922 unter Variétés in der Schweizerischen Ärztezeitung für Standesfragen der Schriftleiter des französischen Teils, der natürlich glaubte, dem Bericht die Spitzmarke Guerre au français geben und am Schlusse ein paar Witze machen zu müssen. Verständnis für diese Frage kann man von einem Welschen auch kaum verlangen, da die wenigsten Deutschschweizer es haben. Ein Mitglied des Sprachvereins verwahrte sich gegen jene Bemerkungen, und Herr Professor Stähelin in Basel ergriff im Blatte selbst das Wort zu einer Verteidigung jener Vorschläge. Als Hochschullehrer muß er wissen, daß man tatsächlich ebensogut Glanzhaut und Geräusch des gesprungenen Topfes sagen kann wie glossy skin und bruit de pot fêlé, Rückansteckung sei den Studenten verständlicher als choc en retour usw. Die Vorschläge seien in der Mehrzahl gut und den fremdsprachigen Ausdrücken vorzuziehen; denn jedem, der Sinn für die Schönheit irgend einer Sprache habe, klinge ein Satz schöner, wenn er gleichmäßig in den

Worten dieser Sprache dahinfließe. Er wagt sogar bei dieser Gelegenheit, über das Uerztliche hinauszugehen und den „Behrong“ samt dem „Schondückchdöhr“ abzuschätzen, denn Bahnsteig und Schaffner (die ja manchem zu „preußisch“ klingen) seien durch die gut schweizerischen Geschlechtsnamen Steiger und Schaffner als gut schweizerische Wörter ausgewiesen; auch um den faux-col, der jetzt allgemein durch den „Kragen“ ersetzt sei, sei es nicht schade gewesen. Jene Vorschläge abzulehnen, weil sie nicht weit genug gegangen oder weil sie aus politischen Gründen entstanden seien und unser Nationalgefühl darunter leiden könnte, das sei kindisch. „Wir wollen jede Anregung zur Verbesserung unseres Schriftdeutsches gerne annehmen“, nur sollte sich die Sorgfalt auch auf Sprachlehre und Stil beziehen.

Auf diese Verteidigung durch einen so angesehenen Fachmann — so was braucht bei uns etwas Mut, und wir dürfen Herrn Prof. Stähelin dankbar sein — konnte natürlich der Witzlimacher nur erklären, er meine eigentlich — genau dasselbe, er habe sich auch durchaus nicht lustig machen, sondern nur die Bestrebungen für ausichtslos erklären wollen bei der Verehrung der Deutschen für französische Wörter. Ein Beispiel dafür habe ihm Prof. Stähelin selbst geliefert, als er sagte, die Fremdwörter würden meistens noch „miserabel“ ausgesprochen.

Es läuft immer etwas in der Sache! Aber jeder einzelne muß sich wehren, wo er Gelegenheit hat!

Aus Nord- und Südslavien.

Tschechoslowakisches. Zur Erinnerung an den am 11. Juli 1897 in Eger (Böhmen) abgehaltenen Volkstag der deutschsprechenden Böhmen zur Abwehr gegen die Unterdrückung ihrer Muttersprache ist im Hofe des Rathhauses in Eger eine Gedächtnistafel mit folgender Inschrift errichtet worden:

„Das höchste Gut des Mannes
ist sein Volk.
Das höchste Gut des Volkes
ist sein Recht.
Des Volkes Seele lebt
in seiner Sprache.
Dem Volk, dem Recht und
seiner Sprache treu
Fand uns der Tag,
Wird jeder Tag uns finden.
11. Juli 1897.“

Das war vor 25 Jahren unter dem Kaiserreich und dem Ministerium Badeni. Die Drangsalierung der deutschböhmisches Bevölkerung durch untergeordnete tschechische Regierungsorgane scheint aber auch unter der Republik (Tschechoslowakei) fortgesetzt zu werden. So habe ein Ministerialbeamter aus Prag den deutschsprachigen Aerzten eines weltbekannten deutschböhmisches Kurortes vor einigen Monaten zugemutet, ihre Ordinationen fortan in tschechischer Sprache zu schreiben. y.

Südslavisches. Die Laibacher Zeitung „Slovenec“ brachte unlängst einen Artikel über die deutsche Sprache, der auch in der Schweiz Beachtung verdient. Der Inhalt ist folgender:

Nach dem Umsturz entfernten wir über Nacht die deutsche Sprache aus unsern Schulen und setzten an deren Stelle das Serbisch-Kroatische. Wir warfen aus unsern Schulen eine Weltsprache hinaus, die unser einziges Verbindungsmittel mit der Welt und der Weltkultur darstellte. Niemand wird zu behaupten wagen, das Serbisch-Kroatische könne uns den Weg zur Weltkultur vermitteln,

wie dies bisher die deutsche Sprache tat. Die solide deutsche Erziehung gab uns die Ueberlegenheit über unsere südlichen Brüder. Auch in Zukunft müssen unsere Schulen den Unterricht in deutscher Sprache in ausgiebiger Weise pflegen.

R. B.

Vom Büchertisch.

Schweizerisches Idiotikon. Heft 91.

Aus der Wortfamilie „Schlag“ sei aus dem 90. Heft noch nachgetragen die Redensart „z'Schlag cho“ für „zustande oder zurecht kommen, (rechtzeitig) fertig werden, mit etwas oder mit jemand auskommen, sein Ziel erreichen“. Sie stammt vielleicht vom Dreschen, Schmieden, Fechten oder einer andern Tätigkeit her, wo es darauf ankommt, zu rechter Zeit (im Verhältnis zu einem oder mehreren Mit-schlagenden) einen Schlag zu tun. Vielleicht ist aber auch an den Handschlag zu denken, das Zeichen des abgeschlossenen Handels, einer Uebereinstimmung, eines geordneten Verhältnisses; denn aus dem Jahre 1529 stammt ein Schaffhauser Beleg aus einem Rechtshandel, wo auf den Brauch hingewiesen wird, auf dem Kornmarkte die Ware nicht loszuschlagen „vor gelüeter glogken“, so daß jedermann wußte, wann er noch „zuo schlag und merkt möge kommen“; eine ähnliche Bedeutung scheint in einem Zürcher Beleg von 1578 zu stecken. In der heutigen allgemeinen Bedeutung muß die Redensart, die verwandt ist mit „z'Streich, z'Gang, z'Weg cho“, schon mindestens etwa zweihundert Jahre gebräuchlich sein, denn in einem Buche aus dem Jahre 1732 wird erzählt von einem Berner Kirchenfest von 1475, an dem die achtzig Beichtväter, die zur Verfügung standen, dem Andrang nicht genügt hätten, „darum hat man verkündet, man solle nur die groben Sünden beichten, . . . damit jedermann könne z'Schlag kommen“.

Bei Gotthelf stößt man etwa auf die Redensart „der Schlegel werfe“. Der Schlegel oder Hammer ist ein uraltes deutsches Sinnbild des Eigentums. Landbesitz und andere Rechte wurden in ältesten Zeiten darnach bemessen, wie weit der Mann den Hammer oder ein anderes Werkzeug werfen konnte. (Noch im Jahre 1420 wurde in Degersheim die Rechtsbestimmung getroffen, daß der Müller seine Hühner laufen lassen dürfe, so weit er vom Firste aus seine Sichel werfen konnte, wenn er mit der einen Hand sein Ohr faßte und mit der andern zwischen Arm und Haupt durchfuhr. Nach Hagmann.) Beim Schlegelwerfen scheint es sich nun umgekehrt um das Recht zu handeln, den Besitz eines übermäßig belasteten Grundstücks weg zu werfen, d. h. zu Lasten des Besitzers der hintersten Gült aufzugeben, Bankrott zu machen. — Bekannt ist der schwere Holzschlegel in Verbindung mit dem Weggen, d. h. dem Keil (oder Bissen), den man beim Holzspalten eintreibt. „Schlegel und Wegge bruche“ heißt Zwangsmittel anwenden, stürmisch eingreifen. Mit Schlegel und Weggen, meint Gotthelf, sollte man dem jungen Volke den verderblichen neuen Geist austreiben. „Schlegel nach (oder an) Weggen gan“ lassen heißt ebenfalls Gewalt brauchen, rücksichtslos vorgehen. Der Zürcher Prediger Felix Wyß ist dankbar, daß der liebe Gott nicht „allwegen Schlegel nach Weggen gehen“ läßt (1672). „Gat Schlegel na(ch) Weggen“ ist eine immer noch beliebte zürcherische Wendung für „Schlag auf Schlag“. — Mit dem Holzschlegel kann man bekanntlich auch winken, „düte“, d. h. einem etwas handgreiflich erklären. In Liebes- und Heiratsachen sei das meist nicht nötig, liest man bei Breitenstein (1860) und

Gotthelf. Wenn einem unversehrt ein großes Glück zugestoßen ist, sagt man auch: „Der Holzschlegel het ihm g'halberet“. Wenig bekannt ist heute, daß Schlegel auch eine Gasterei, ein Gelage, eine üppige Fresserei, dergleichen Freunde sich wechselweise geben, bedeuten kann. Solche Schlegelgesellschaften verfolgten häufig auch heimliche politische Zwecke, und dergleichen „argwänig versammlungen und wirtschafsten“ wurden teils deshalb, teils aus andern Gründen in den Sittenmandaten verboten oder eingeschränkt. Der merkwürdige Ausdruck stammt von der Sitte, als Zeichen des Gastgebotes bei den Freunden einen Schlegel herumzuschicken, und zwar einen Holz- oder Eisenschlegel, nicht eine Flasche; in ober-sächsischen Dörfern betrieb noch im 18. Jahrhundert der Richter oder Schulze die Gemeinde zusammen durch einen herumgeschickten Hammer. Als Familienname ist das Wort ziemlich verbreitet und schon im 14. Jahrhundert wurde eine Baslerin die „Slegelin“ geheißen. — Zwölfischlegel heißt in Grindelwald ein schwerer Schlägel, der gleichsam nach Maßgabe des längsten Stunden-schlages im Glockenturm langsam, aber wuchtig auf den „Scheidweggen“ losschlämmert, bis das zähe Holz springt. Als Uebername gilt es für einen klozigen, ungeschlachten Menschen, insbesondere aber auch für einen gewissen Johann Kräuchli vom freiburgischen Bärswil, weil er nach eigener Aussage (laut N. Z. Z. 1852) 12 Gemeinderäte, die ihn zum Gemeindehaus hinauswerfen wollten, selbst hinausgeworfen und geschlagen, daß sie blutrünstig waren.

Den Rest des Heftes füllt das Zeitwort schlagen mit seinen Ableitungen — kein Wunder! Aus der Fülle sei nur noch ein kräftiges Luzerner Wort aus dem 15. Jahrhundert erwähnt: „Ich wil dich slan, daß kein tarm (in dir ganz) beliebe (d. h. bleibe), daß nit wan (d. h. nichts als) Dreck in dir belibe“ und der Auftrag, den 1681 ein Zürcher (!) seiner Frau gab, daß sie ihn, so oft er ein gewisses Fluchwort sage, „ufs Mul schlage“.

Der Schriftleiter leert seinen Kratten.

Wer das sprachliche Leben seiner Zeit beobachtet und sprachliche Merkwürdigkeiten sammelt, hat bald einen Haufen Papier beisammen, den er von Zeit zu Zeit abzubauen muß. Am lustigsten sind die falsch gebrauchten Fremdwörter, die zum fröhlichen Jahreschluß der verdienten Lächerlichkeit preisgegeben seien.

Im Kanton Uri spukte vor zwei Jahren (laut Urner Wochenblatt) ein „Volksbegehren betreffend die Tanz-Initiative“. Wenn das einen Sinn haben soll, so kann es sich nur um die Frage handeln, wer beim Tanzen die Initiative haben soll; offenbar sollte in Urnerland die „Damentour“ zur Regel und die Herrentour zur holden Ausnahme gemacht werden. Nach der Zeitung zu schließen handelt es sich aber um die Freigabe des Tanzes am Kirchweihsonntag; man hätte das also „Volksbegehren betreffend das Tanzen“ oder betreffend „den Kirchweih-tanz“ nennen sollen; denn eine Initiative ist ja eben ein Volksbegehren. Man nennt diesen Fehler Tautologie (d. h. wörtlich: Wortnämlichkeit, Eduard Engel sagt dafür auch Wortgedoppel). Ähnlich ist der Fall, wenn die N. Z. Z. schreibt, die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete Frankreichs sei abhängig von der Regelung der verlangten „jährlichen Annuitäten“. Zwar wird scheinlich in der Geldwissenschaft das Wort Annuität nicht mehr streng im ursprünglichen Sinne angewandt (Jahreszah-